Fay Weldon

Spa Geflüster

Roman

dtv premium

»Weldon schreibt wie Boccaccio auf Östrogen.« *Daily Mail*

1

Weihnachtszauber
Exklusives Angebot für die erfolgreiche Frau:

Zehn Tage Besinnlichkeit und Ruhe in weltberühmtem Castle Spa.

Verbringen Sie mit uns Weihnachten und Silvester im malerischen Nordwesten Englands.

Anreise: 24. Dezember. Abreise: 2. Januar.

Aktionspreis: 5000 Pfund. Alle Anwendungen inklusive.

Lernen Sie Lady Caroline Evercreech sowie Gleichgesinnte bei einem kalorienarmen Weihnachtsessen kennen. Nur für Frauen.

Erholen Sie sich von diesem Jahr. Sehen Sie dem Abenteuer des neuen Jahres inspiriert und rundum erneuert entgegen.

So die Anzeige in der November-Ausgabe der *Vogue*. Da ich plötzlich, wie nach einer Katastrophe, ohne ein Zuhause und ohne Partner dastand, las ich sie aufmerksam. Eine alte *Vogue* – in drei Tagen war Weihnachten – gehört nicht zu meiner normalen Lektüre, aber ich war bei meiner Friseurin. Mein Name ist Phoebe Fox, ich bin eine Frau in dem gewissen Alter und aschblond. Die Haarwurzeln sollten

nachgefärbt werden, und ich wollte ein paar Extrasträhnchen. Ich musste dringend irgendwo unterkommen. Und wo immer das sein würde, ich wollte dort mit einer gepflegten Frisur ankommen.

»Rufen Sie doch in diesem Castle Spa an«, sagte Pauline, meine Friseurin. »Fragen Sie, ob noch etwas frei ist. Melden Sie sich an. Verwöhnen Sie sich. Sie arbeiten weiß Gott schwer genug.« Es war angenehm, das von einer Frau bestätigt zu bekommen, die fünf Tage in der Woche im Stehen arbeitet, und das seit über zwanzig Jahren. Ich bin Schriftstellerin: Ich kann wenigstens im Sitzen arbeiten. Sie nicht. Sie muss stehen und sich hinunterbeugen, und das geht auf die Füße und den Rücken. Ich kenne Pauline seit Jahren. Sie ist meine Beraterin und meine Vertraute; sie kann zuhören, sie ist stark, fleißig und großherzig, und sie hat meistens recht.

Während ich wartete, dass die Farbe wirkte, rief ich auf meinem Handy in dem Castle Spa an. Die Frau an der Rezeption notierte sich meinen Namen und meine Telefonnummer und sagte, sie würde in fünf Minuten zurückrufen.

»Vielleicht prüft sie jetzt, ob Sie zu den Erfolgreichen gehören«, sagte Pauline. »Was ich zu behaupten wage.« Ich auch, dachte ich. Als ich das letzte Mal nachsah, hatte ich 523 000 Treffer bei Google. Ich schreibe Romane, die an amerikanischen Universitäten gelesen werden. Weltberühmt bin ich nicht, aber ich werde wahrgenommen. Paulines nächste Kundin war nicht gekommen, wir hatten den Salon für uns und schenkten uns ein Gläschen Wein ein.

Die »Castle Spa«-Dame, die sich mit Beverley vorstellte – Bev für ihre Freundinnen –, rief nach viereinhalb Minuten zurück. Ja, sie hätten für dieses Zehn-Tage-Special noch einen Platz frei: Eine Frau habe soeben abgesagt. Die Weih-

nachtstage wären magische Tage im Castle Spa: Nur sechzehn Gäste statt normalerweise vierzig, um den Angestellten für ihre Familien freigeben zu können – das Gleichgewicht zwischen Arbeit und Familie sei gerade Weihnachten so wichtig –, aber die weltbesten Schönheitsspezialistinnen seien anwesend und ein brillanter White-House-Küchenchefvertreter.

»Ja, ja«, sagte ich. »Schon gut. Tragen Sie mich einfach ein.«

Gestern war unsere Küchendecke heruntergekommen, weil die allein gelassene Badewanne übergelaufen war und das Badezimmer überschwemmt hatte. Der Badezimmerboden war auch unten gelandet. Mit ›allein gelassen‹ meine ich, dass Julian, mein Mann, den Hahn aufgedreht hatte und weggegangen war, aber ich bin nicht nachtragend. Ich selbst habe schon Schlimmeres angerichtet. Jetzt hatten wir einen Kurzschluss im ganzen Haus. Waren ohne Heizung. Ich konnte meinen Computer nicht benutzen und machte mir Sorgen, dass die automatische Speicherfunktion versagt haben könnte, als der Strom ausfiel. Mit gemischten Gefühlen hatte ich das Weihnachtsessen für zweiundzwanzig Leute – Familie und Freunde – abgesagt und mich gefreut, dass ich am nächsten Morgen einen Termin bei Pauline hatte. Ich wusste, dass ich wenigstens bei ihr Trost, Wärme und Mitgefühl finden würde.

Und während Julian und ich noch vergeblich versuchten, Klempner, Maurer und Elektriker zu finden, rief Julians Stiefvater aus Wichita in Kansas an. Julians Mutter sei böse gestürzt und habe sich den Oberschenkelhals gebrochen; es sehe nicht gut aus, Julian solle sofort kommen. Die Flüge waren Weihnachten fast ausgebucht, es gab einen Platz für Julian, aber keinen für mich. Er hatte eine Stunde Zeit,

um zum Flughafen zu kommen. Wir wurden getrennt: ein seltenes, schreckliches, aber ziemlich aufregendes Ereignis.

Ich weinte ein bisschen. Die Freundinnen waren verreist oder hatten zu tun. Die Nachbarn kümmerten sich nicht. Ich verbrachte diese Nacht mit dem Kopf unter der Daunendecke, fror ohne Julian. Im Haus piepste die Elektronik stundenlang, warnte mich, dass kein Strom da sei und die Stand-by-Batterien schwächer würden. Mir war klar, dass in der Gefriertruhe die Lebensmittel verrotteten und die Milch im Kühlschrank sauer wurde. Wahrscheinlich hatte ich die schlechte Nacht mehr als verdient – denn meine erste Reaktion auf den Anruf aus Wichita war die Hoffnung, dass meine Schwiegermutter gestorben war: ein gemeiner, mieser, wenn auch nur flüchtiger Gedanke – aber ich kam nicht dagegen an.

Ich war davon ausgegangen, mir meinen Weg durch brodelnde Menschenmengen bahnen zu müssen, um zum Hair Salon in der St. John's Wood Highstreet zu kommen. Aber die Straßen waren ruhig. Die Kollektivseele der Konsumentenmenge in der Weihnachtszeit lässt sich nicht vorherbestimmen. Eine ausgabenwillige Menschenmasse wogt durch die Straße und zieht sich dann plötzlich zurück, wie die Flut vor einem Tsunami. Sie hatte sich jetzt zurückgezogen und die Kiesel waren sichtbar, unnatürlich nackt und trocken, und mein Instinkt riet mir, mich umzudrehen und zu rennen – aber wohin kann man heutzutage rennen? Außer, zumindest Menschen wie ich, zu Paulines Hair Salon.

Ich gab Pauline meinen Hausschlüssel, damit sie hingehen und Kühlschrank und Gefriertruhe leeren und sich nehmen konnte, was sie wollte. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Ich beichtete meine hässlichen Gedanken über meine Schwiegermutter, meine Erleichterung, kein Weihnachts-

essen für zweiundzwanzig Personen kochen zu müssen – ich habe drei erwachsene Söhne, Julian hat drei erwachsene Töchter, die meisten haben einen Partner, einige haben Kinder –, und die gemischten Gefühle, Angst und Frohlocken, bei dem Gedanken an die Tage, die nur mir gehörten, ohne zu wissen wohin und ohne Dach über dem Kopf. Sie erteilte mir Absolution. Ich las die Anzeige, während sie die Blondierung mischte, sie gab mir die Erlaubnis, zum Castle Spa zu fahren, mir etwas zu gönnen.

So geschah es, dass Bev mich für den zehntägigen ›Weihnachtszauber‹ einbuchte. Ich wurde am vierundzwanzigsten spät erwartet. Da ich erst nach den anderen ankäme, würde ich einige Anwendungen versäumen, ich müsse aber verstehen, dass ich dafür selbst verantwortlich sei und deshalb keinen Preisnachlass bekäme. Sie fragte, ob ich mich für den Streifzug durch die Natur am Freitag einschreiben lassen wolle. Er sei schnell ausgebucht und im Preis inbegriffen. Angewidert verneinte ich. Ich habe es nicht so mit der Natur und ziehe Aktivitäten in geschlossenen Räumen fast immer vor, und jetzt war es Winter. Das sollte Luxus sein? Nur Linsen, keine Rabatte, und Chakren? Und ich hatte mir die Erfolgreichen als weltläufige Menschen aus Wirtschaft, Hochfinanz und Mode vorgestellt. Frauen, die darin wetteiferten, mitten im Winter durch die Natur zu streifen, zählten für mich nicht. Und ich kannte diese ehemaligen White-House-Chefs: Sie wurden schnell ausgewechselt. Wegen Unfähigkeit gefeuert. Was hatte ich getan? Die Tage, die vor mir lagen, würden verzweifelter, freudloser, hungriger und einsamer sein, als wenn ich zu Hause geblieben wäre. Aber jetzt war es zu spät. Bev hatte die Nummer meiner Kreditkarte, und ich hörte am Telefon, dass die Abbuchung bestätigt wurde.

Bev wartete, bis der Vorgang abgeschlossen war, dann

sagte sie, da es in dieser Weihnachtspause um ungestörten Frieden und um Entspannung gehe, würden die Damen gebeten, in dieser Zeit weder Telefon noch Laptop mitzubringen.

»Selbstverständlich«, sagte ich. »Selbstverständlich. Wie Sie wünschen.« Sie würden kaum eine Leibesvisitation vornehmen. Damit war das, so oder so, geregelt.

Pauline wusch mein Haar und machte sich dann daran, meinen Kopf in ein Stachelschwein mit Stacheln aus Silberfolie zu verwandeln. Das war der Moment, in dem ich nach der neuesten Entwicklung in dem Nisha/Eleanor/Billy-Drama fragte und mehr erfuhr, als ich wissen wollte.

Die nächsten zehn Tage würden voll von Geschichten sein. Mein wahres Leben machte Pause, andere Leben schienen es eilig zu haben, die Lücke zu füllen. Die, die ich jetzt zu hören bekam, die grässliche Geschichte vom Rabenaas, hatte sich in den vergangenen sechs Monaten Stückchen für Stückchen entwickelt, eine Fortsetzung folgte der anderen, jedes Mal gab es eine neue, wenn ich zu Pauline kam. Das Drama spielte sich in sowohl zeitlich wie räumlich sicherer Entfernung ab, heute aber sollte es beunruhigend nahe kommen und schrecklich real werden.

Die Geschichte vom Rabenaas

Nisha gehörte zu Paulines Lieblingskundinnen, Eleanor dagegen ganz und gar nicht. Nisha war eine liebe, häusliche, dunkeläugige Erbin aus Bollywood, verheiratet mit Billy, einem kantigen Nordengländer, Finanzdirektor eines Medienkonzerns. Eleanor, das Rabenaas, war eine dünne, blasse, blutleere, feministische Bühnenbildnerin und hatte eine heiße Affäre mit Billy. Sie arbeitete zu Hause.

Eleanor erzählte Pauline jeden Montagvormittag über dem Waschbecken haarklein alles. Billy besuchte sie mit großer Wahrscheinlichkeit am Wochenanfang, deshalb kam sie immer montags. Nisha kam freitags, um am Wochenende für Billy gut auszusehen. Nisha hatte keine Ahnung von der Rolle, die Eleanor in Billys Leben spielte. Dafür viele von Paulines Kundinnen. Es sprach sich herum, und Eleanor schien darüber glücklich zu sein.

Paulines Kundinnen arbeiteten zumeist in den Medien: Ihr Salon lag in NW1. Sie war beliebt: Sie konnte Kundinnen sehr schnell frisieren, während draußen das Taxi wartete, das sie zu einem Meeting bringen sollte. Ihr Rekord war Waschen und Föhnen in zwölf Minuten. Sie schaffte es, dass man aussah, als käme man direkt von Harrods oder würde gleich noch zur Rassehundeausstellung nach Birmingham düsen. Je nachdem, welches Image man präsentieren wollte.

Nisha blieb zu Hause und kümmerte sich um den Haushalt und ihren Mann Billy. Sie hatte ein süßes Gesicht, eine sanfte Stimme und das dichte dunkle Haar der Inderinnen, es war lang, glänzend und neigte dazu, schnell fettig zu werden. Es dauerte ewig, es trocken zu föhnen. Nisha beschwerte sich nie. Eleanors Haar war dagegen so hell, weich und fein, dass es schon fast trocken war, wenn es aus dem Waschbecken kam. Das Problem war, ihrem Haar Volumen und Form zu geben. Eleanor bat Pauline hin und wieder, noch mal von vorn anzufangen, selbst wenn andere Kundinnen schon warteten. Mit anderen Worten, Eleanor konnte richtig lästig sein.

Und dann kam jeden zweiten Mittwoch Billy zum Schneiden. Pauline vertraute mir an, dass er ungeheuer eitel war: Aber das, sagte sie, sei oft der Fall bei Männern, die zum

Friseur ihrer Partnerinnen gingen. Sie stachen andere gern aus. Pauline war es immer peinlich, wenn er mit den beiden Frauen in seinem Leben prahlte, wie sehr sie ihn anbeten würden. Sie machte ihm regelmäßig Vorhaltungen, während sie mit der Schere klapperte, konnte ihn aber damit nicht beeindrucken.

»Meine Frau weiß es nicht. Sie ist ein süßes Mädchen, aber, offen gestanden, nicht sehr intelligent«, vertraute Billy ihr an. Oder: »Der Sex mit Eleanor ist höchst erstaunlich, sie macht alles.« Oder er beschwerte sich über seine Frau. »Nisha hat mein Hemd in die Waschmaschine gesteckt, und jetzt ist es ein Lumpen. Und nachts liegt sie einfach da, und ich denke dauernd daran, wie viel kürzer ihre Beine sind, verglichen mit denen von Eleanor.« Oder er sang das Lob auf seine Geliebte. »Eleanor ist so kreativ. Sie macht sich einen Namen in der Branche. Offen gestanden, das Problem mit Nisha ist, dass sie nichts im Kopf hat. Wir passen nicht zusammen.« Dann machte er eine Kehrtwende: »Aber Nisha betet mich an; es würde ihr das Herz brechen, wenn ich sie verließe. Ich will ihr nicht wehtun. Was soll ich bloß machen?« Und dann erzählte er, dass ein Mann praktisch denken müsse: Der Vater seiner Frau war ein internationaler Medientycoon und würde möglicherweise einen Killer schicken, wenn er Nisha loswerden wollte. »Bei einem indischen Mogul muss man vorsichtig sein. Doch ein Mann muss auch zu seinen Gefühlen stehen. Sie sind eine Frau von Welt, Pauline. Was raten Sie mir?«

Aber natürlich erwartete er weder eine Antwort, noch suchte er nach einer Lösung. Er wollte einfach über sich selbst reden.

Meine Freundin Annie, auch eine Kundin von Pauline – kurze kastanienbraune Locken – war auf Partys von Billie

und Nisha gewesen und berichtete darüber. Sie waren wohlhabend und das Haus ein Prachtstück im Stil von Harrods. Nisha bestand immer darauf, die kleinen Leckereien selbst zuzubereiten – was die einen süß und die anderen exzentrisch fanden –, und schwebte durch die Zimmer voller hartgesottener Medienmenschen wie ein lächelnder, zuvorkommender Engel im pinkfarbenen Sari. Eleanor war natürlich auch da und präsentierte sich als Nishas beste Freundin. Annie erzählte, einmal habe sie zugehört, wie sie Nisha beriet, welche Unterwäsche sie tragen müsse, damit ihre Beine länger wirkten. Und jeder wusste, was los war und niemand hatte den Mut, es Nisha zu sagen. Eleanor erzählte jedem, dass sie vor Billy nie gewusst habe, wie Liebe sein könne: Jetzt sei sie eine wahre Königin im Reich des Orgasmus. Billy tätschelte Eleanor ungeniert vor aller Augen, wenn Nisha nicht im Zimmer war. Bei einer Gelegenheit verschwanden sie beide für einen Zehnminutenfick in der Garderobe und erschienen – Billy grinsend, Eleanor sich die Lippen leckend, wie eine Katze, die Schlagsahne geschleckt hatte – genau in dem Moment wieder, als Nisha mit einem Tablett Wachteleier und Avocadodip aus der Küche kam. Und als Nisha das Zimmer betrat und Billy sah, erhellte sich ihr Gesicht vor Freude. Sie liebte ihn wirklich: Sie würde sich immer freuen, mit ihm verheiratet zu sein, in London zu leben, weit weg von ihrer geisttötenden Heimat.

Ich hatte Eleanor kennengelernt. Ich ging oft am Montag zu Pauline nach dem anstrengenden Wochenende. Eleanor wohnte gleich um die Ecke des Salons. Wenn sie von zu Hause zum Friseur ging, zog sie sich häufig nur einen langen braunen Strickmantel mit weiten Ärmeln und aufgesetzten gelben Blumen über. Der gefiel mir gut und einmal fragte ich sie, wo sie ihn herhatte, und vergaß die Antwort wieder und

fand dann, dass ich sie nicht wieder danach fragen konnte. Im Sommer trug sie lange Jeanskleider, in denen jede verboten aussehen würde, die nicht die Figur eines Models hatte, die sie durchaus besaß, und das Gesicht eines Models, das sie nicht besaß. Sie hatte ein fliehendes Kinn und schlechte Zähne. Von kosmetischer Chirurgie hielt sie nichts.

»Du musst es Nisha sagen«, sagte ich zu Pauline. »Irgendjemand muss es tun.«

»Ich? Ich bin nur die Friseurin!«, sagte sie dann immer. »Ich werde nicht diejenige sein, die sie unglücklich macht, den Zauber bricht.« Pauline ist der Ansicht, dass sie, wie ein Priester oder ein Arzt, die Pflicht hat, zuzuhören, aber nicht einzugreifen, und außerdem, zu persönlich zu werden bedeute, Kunden zu verlieren. Irgendetwas Unerfreuliches, und weg sind sie. Pauline wäre es ziemlich egal, wenn Billy nicht mehr käme – aber er würde ohnehin nicht von ihr weggehen: Er redete viel zu gern über sich selbst. Sie wäre glücklich, wenn Eleanor wegbliebe. Aber Nisha würde sie nicht verlieren wollen. Sie mochte sie zu gern, und sie mochte auch, wie sich ihr schweres gesundes Haar anfühlte. Und Nisha war glücklich, das könne man an ihrem Haar sehen, sagte Pauline. Es schimmerte wie poliert. Unglückliche Frauen bekommen stumpfes, störrisches Haar – so wie das Fell von Hunden wird, wenn sie krank sind. Mein Haar, freue ich mich, sagen zu können, ist in einem recht ordentlichen Zustand.

»Wen schert schon die Wahrheit?«, sagte Pauline immer. »Beziehungen werden von Lügen zusammengehalten!« Was mich immer leicht schockierte.

Aber das konnte nicht lange gut gehen. Eines Freitags kam Nisha verstört zu ihrem Termin, sie war tränenüberströmt, schluchzte, raufte sich das schöne Haar. Billy war vom Haa-

reschneiden zurückgekommen, hatte einen Koffer gepackt und gesagt, Nisha würde von seinem Anwalt hören, und war gegangen, um mit seiner Geliebten zu leben. Mit Eleanor, ihrer besten Freundin. Seit Monaten gehe das schon, und jeder habe es gewusst, außer ihr, Nisha. Sie habe gedacht, die Leute wären ihre Freunde, und das seien sie nicht. Sie sei erniedrigt und von allen Seiten betrogen worden. Ihr Leben sei vorbei.

»Ich nehme an, Sie wussten es auch«, sagte Nisha zu Pauline, und als Pauline entschuldigend nickte, ging Nisha mit Klauen und Zähnen auf Pauline los. Im Frisiersalon, vor den Kunden. Paulines Lehrling musste Nishas Schwester anrufen, die mit dem Taxi kam und sie zum Arzt brachte.

»Und dann, am Montag«, erzählte Pauline, »kaum drei Tage später, kam Eleanor fröhlich hereinspaziert, strahlte über das ganze Gesicht und trug noch nicht mal diesen scheußlichen braunen Mantel. Sie hatte ihren verschlagenen Ausdruck verloren, und ich dachte, nun, zumindest einer, der glücklich ist. Aber dann sagte sie: ›Wissen Sie was? Ich habe Billy rausgeworfen. Das Leben mit einem Mann schlaucht. Ich habe seine Anzüge zerschnitten und seine Taschen allesamt aus dem Fenster gefeuert. Fünf Tage – und ich wurde verrückt. Wenn er nicht versuchte, mich ins Bett zu zerren, versuchte er, mich dazu zu bringen, Chapattis zu machen. Was soll ich überhaupt mit ihrem abgelegten Ehemann? Ich kann mir selber einen besorgen, wenn ich das überhaupt will.‹«

»Sie hätten dieses Aas auf der Stelle rauswerfen sollen«, sagte ich, als ich das hörte.

»Ich bin nicht meiner Schwester Hüter«, stellte Pauline fest. »Ich bin nur die Friseurin. Und meine Kratzer können das beweisen.«

»Das ist abscheulich«, sagte ich. »Eleanor ist ein Rabenaas. Billy hat sie nie interessiert, sie wollte nur auf Nisha herumtrampeln. Sie ist genau der Typ. Verliebt sich in Daddy, weil sie Macht über Mummy bekommen will. Wenn sie Erfolg hat, fühlt sie sich so schuldig, dass sie Daddy rauswirft.«

Dann hatte Billy einen Termin. Er konnte sich selbst kaum im Spiegel ansehen, so elend war ihm zumute. Pauline kannte getretene Hunde, die besser aussahen. Man hatte ihn aufgefordert, zu kündigen, wegen seines ›unangemessenen Verhaltens‹. Er hatte sich für den Leitwolf gehalten, den Anführer des Rudels, der tun konnte, was ihm beliebte, aber dann merkte er, dass dem nicht so war. Die Leute hatten sich geschlossen hinter Nisha gestellt. Es gab da draußen größere Hunde als ihn, und denen gefiel sein Betragen nicht, sie fanden seine Garderobenvorstellung unappetitlich. Also wurden er und eine schwarze Plastiktüte mit seiner Habe vor die Tür gesetzt, und er wusste nicht, wohin, denn Daddys Anwälte waren bereits im Haus gewesen, und die Schlösser waren ausgewechselt worden. Und es war sinnlos, zu Eleanor zu gehen: Sie hatte ihre Meinung geändert und ihn rausgeworfen. »Verrückt geworden«, wie Billy dazu sagte, »sie stieß mich aus dem Bett, gerade als ich mich reinlegen wollte.«

Pauline eröffnete im Souterrain ihres Salons einen Schönheitssalon: Maniküre, Augenbrauen formen und Botox, und stellte zwei Assistentinnen ein, die ihn führten. Es gab auch eine Saftthеke. Ihr Salon brummte.

»Nichts geht über einen guten Skandal, um das Geschäft anzukurbeln«, sagte ich zu Pauline.

»Des einen Leid ist des anderen Freud«, sagte sie. »Alle Welt spricht darüber. Die arme Nisha, der schlechte Billy,

die elegante Eleanor. Die lief zu großer Form auf, sie kam und ging, plapperte ständig, wiedergeboren als Feministin, nur mit einem Hauch der dreißiger Jahre: welliger Bob (platinblond, was ihr feines Haar nicht lange mitmachen würde), ohne Busen (was einfach war) und knallroter Lippenstiftmund, sie redete über die Schuftigkeit der Männer und gelangte in eine ganz neue glamouröse Partyszene.

»Sie kam, um sich die Augenbrauen bleichen zu lassen«, sagte Pauline, »und konnte über nichts anderes reden, als dass sie Sam Klines kennengelernt habe, den Filmproduzenten.«

Ich kannte Sam Klines – ich hatte mal mit ihm gearbeitet – und war mit seiner Frau befreundet, einem netten Mädchen namens Belinda. Dichtes rotes Haar. Ich lachte und sagte zu Pauline, dass Eleanor keine Chance habe. Sam und Belinda würden gewissermaßen, wo sie gingen und standen, Händchen halten. Wir ließen uns darüber aus, wie sich das Blatt doch gewendet hatte: Früher gab man den Frauen die Schuld, wenn Dinge wie diese passierten, sie wurden geächtet, weil sie den Mann nicht hatten halten können. Jetzt wurden die Männer gesellschaftlich geächtet, und die siegreiche Frau bekam einen Orden.

Dann kam Nishas Schwester vorbei – eine elegante, größere und schlankere Version von Nisha, die ein eigenes Geschäft hatte und nicht so aussah, als hätte sie jemals in ihrem Leben Chapatti gebacken –, um zu berichten, dass sie Nisha gerade mit einer Begleiterin in ein Flugzeug nach Mumbai gesetzt habe. Nisha sei unausgeglichen: Sie neige zu Gewalt und Aggressivität gegenüber anderen Frauen und wurde nach Hause geschickt, zu ihrer Mutter und ihren Schwestern. Das steigerte den Verkauf von Cranberry- und Granatapfelsaft ungeheuer. Dann wurde alles ruhiger.

Aber als ich das nächste Mal kam, um mir schnell die Haare föhnen zu lassen, vor dem Lunch mit meinem Agenten, sagte Pauline, dass Sam Klines Frau Belinda gerade da gewesen sei. »Eleanor hat sie empfohlen, deshalb quetschte ich sie dazwischen. Wunderschönes kastanienbraunes Haar. Ich machte ihr einen guten Schnitt, den hatte sie nötig. Belinda vertraute mir an, dass sie Eleanor gebeten habe, wenn auch etwas zögernd, bei ihr und ihrem Mann eine Woche oder zwei zu wohnen, um über das Debakel mit Billy hinwegzukommen. Eleanor war deprimiert. Nisha hatte sich erhängt, und sie hatte das Gefühl, die Leute würden sie dafür verantwortlich machen, unfairerweise. Nisha sei immer instabil gewesen und alles sowieso nur Billys Schuld. »Er hat mich verfolgt, wie ein Stalker«, behauptete sie. »Warum hatte Nisha so einen billigen Geschmack, was Männer anging? Und warum konnte sie die Beziehung nicht halten? Was hatte mit ihr nicht gestimmt?«

»Was blieb mir anderes übrig, als sie einzuladen?«, hatte Belinda Pauline erzählt. »Sie hat immer wieder gesagt, dass sie ein bisschen Sicherheit und Wärme haben möchte, wenigstens für eine kurze Zeit: in einer liebevollen Familie. Und ich helfe sehr gern. Wofür hat man Freunde?«

In dem Moment zückte ich mein Mobiltelefon und rief Belinda an, trotz Paulines Warnung, dass ich nur dumm dastehen würde, wenn ich das täte. Ich sagte Belinda, dass sie um keinen Preis der Welt Eleanor über ihre Schwelle lassen dürfe. Eleanor bringe Unglück. »Denk dran, was der armen Nisha passiert ist. Eleanor ist ein Rabenaas, und jetzt hat sie Sam im Visier, deshalb ist sie plötzlich deine beste Freundin. Sie ist auch einmal Nishas beste Freundin gewesen.«

Belinda war höflich, aber zurückhaltend. Sie sagte, ich würde Eleanor falsch beurteilen, die sogar einen Anwalt

konsultiert habe, um sich zu erkundigen, ob es möglich sei, Billy wegen sexueller Nötigung zu verklagen. Sie, Belinda, sei froh, wenn ich das bei jeder sich bietenden Gelegenheit richtigstellen könnte. Eleanor sei eine gute und großzügige Freundin. Wahrscheinlich hätte ich den Klatsch von Pauline. Sie, Belinda, werde dieses Schlangennest nie wieder betreten! Ein guter Haarschnitt sei viel wert, aber nicht so viel. Belinda dankte mir für die Warnung, sie wisse meine Motive, gewiss die besten, zu schätzen. Mit anderen Worten: Ich war eine blöde Kuh, die sich einmischte, und sollte sie in Ruhe lassen. Wir tauschten ein paar Freundlichkeiten aus, und ich legte auf.

»Habe ich Ihnen doch gesagt«, meinte Pauline. »Das war nicht so gut, oder? Jetzt ist sie beleidigt, weil Sie andeuteten, dass Sam verführbar ist. Und ich wette, dass ich Ihretwegen eine Kundin verloren habe. Meiner Erfahrung nach kriegen die Leute alles, was nur geht, in den falschen Hals. Je weniger man sagt, desto besser ist es.«

»Sie haben gut reden«, gab ich zurück. Und dann hörte man nichts mehr von der Geschichte. Zwei Monate vergingen, in denen Belinda mich nicht zu ihrem Geburtstag einlud und auch den bereits vereinbarten Termin bei Pauline für eine neue Hennaspülung versäumte. Eleanor hielt sich vom Salon fern, die arme Nisha war nicht mehr, und die Dinge nahmen wohl ihren schmerzlichen Lauf. Und hier war ich nun, kurz vor Weihnachten ohne Weihnachten, ohne ein Zuhause, ohne Ehemann, hatte gerade im fernen Nordwesten des Landes eine Auszeit in einem Spa gebucht, wo sehr erfolgreiche Frauen sich anstellen, um durch die Natur streifen zu können.

Mein Kopf hing über dem Waschbecken, als Paulines Telefon klingelte. Sie entschuldigte sich. Glücklicherweise

war es die letzte Spülung gewesen, und ich konnte nach einem Handtuch greifen.

Pauline wurde blass: Sie setzte sich. Schließlich legte sie das Telefon weg und berichtete. Ihre Stimme zitterte.

»Eleanor ist tot«, sagte sie. »Im Schlaf ermordet, als sie neben Sam Klines im Ehebett lag. Sie wurde von Belinda erstochen. Sam hat sie nicht angerührt.«

»Wollte sie auch nicht. Sie hat ihn geliebt.«

»Dann hat Belinda das Messer gegen sich selbst gerichtet«, sagte Paula. »Sie starb auf der Fahrt ins Krankenhaus.«

Das Leben musste weitergehen. Mein Haar war nass. Pauline föhnte es trocken. Wir sprachen wenig.

»Sam liegt mit einem Schock im Krankenhaus«, sagte sie.

»Muss ein Blutbad gewesen sein«, pflichtete ich ihr bei.

»Die Paparazzi sind schon da. Leichenfledderer«, meinte sie und brachte mir den Handspiegel, damit ich meinen Hinterkopf betrachten konnte.

»Sehr schön«, sagte ich.

Seltsam, wie der Tod anderer Menschen uns bewegt. Ein naher Kollege stirbt, und aus irgendeinem Grund empfinden wir nichts. Eine entfernte Tante lebt nicht mehr, und wir sind am Boden zerstört. Es gibt dafür keine erkennbaren Regeln. Ich habe Nisha nie gesehen und kannte Eleanor nur als Störfaktor, die Tragödie könnte einfach eine Geschichte bleiben, das wäre nur fair. Aber Belinda, meine frühere Freundin? Warum empfand ich so wenig? Vielleicht hatten mich das unglückliche Telefongespräch und ihre Zurückweisung mehr gedemütigt, als ich dachte. Vielleicht hatte mich die Streichung von ihrer Gästeliste stärker verletzt, als ich zugab. Ich war schockiert und fühlte mich leer, aber ich konnte nicht um die arme Belinda trauern, die nun für immer still sein und schweigen würde, und ich schämte mich dafür.

2

Ich übernachtete auf dem durchgesessenen Sofa meines Sohnes Alec, aber ich schlief ziemlich gut. Seine Frau Miranda bestand darauf, das Castle Spa im Internet zu überprüfen. Es hatte fünf Sterne, die Beurteilungen durch die Klientel waren durchwachsen. Fünftausend Pfund für zehn Tage – das war ein echtes Luxus-Schnäppchen und Miranda fragte sich bei einem koffeinfreien Kaffee, was dort oben faul sein könnte. Das sei mir egal, sagte ich. Ich war müde, freute mich auf die Ruhe, die Feiertage, auf eine Massage und eine Maniküre. Und ich war immer noch in gewisser Weise schockiert über den Mord und den Selbstmord, aber wer wäre das nicht? Die Morgenzeitungen waren voll davon. »Tragödie in Londons Schickeria«, schrieb ein Kolumnist. »Messermord durchbricht Klassenschranke«, kommentierte ein anderer. Eleanor war gekommen, um zu bleiben. Sie hatte nur zwei Wochen gebraucht, um Sam ins Ehebett zu kriegen. Belinda war unerwartet zu Hause aufgetaucht und hatte die beiden darin erwischt. Sie drehte sich um und ging, ohne etwas mitzunehmen. Als sie am nächsten Tag zurückkam, waren sämtliche Schlösser ausgetauscht worden. Sie und Sam waren nicht rechtsgültig verheiratet: Sie hatten

sich auf Barbados kirchlich trauen lassen, sich aber nicht die Mühe gemacht, standesamtlich zu heiraten. Das Haus war auf seinen Namen eingetragen. Sie besaß keinerlei Rechte, nur Sam Klines Liebe, und die war weg. Eleanor hatte aus dem Fester gesehen und gelacht. In der Woche darauf war Belinda mit dem Messer in das Haus eingebrochen.

Aber ich hatte meine eigenen Probleme. Miranda sagte, sie werde versuchen, eine Firma zu finden, die mein Haus während der Feiertage wieder bewohnbar machen werde, was teuer werden könne. Aber wenn ich mir das Castle Spa leistete, konnte ich mir wahrscheinlich alles leisten. Sie musste nicht hinzufügen, dass fünftausend Pfund für mehrere nicht durchgesessene Sofas gereicht hätten. Ich wusste, was sie dachte. Als Romanautorin habe ich die Gabe, anderer Leute Gedanken hören zu können. Das macht sich auf der Buchseite gut, ist aber im wirklichen Leben schrecklich.

Doch sie vergab mir, sagte, sie hoffe, ich sei nicht zu deprimiert über das, was meinen Freundinnen widerfahren sei. Mord und Selbstmord! Man habe es mir nur erzählt, sagte ich, außerdem seien es sowieso keine Freundinnen gewesen, nur Kolleginnen, die mir nicht sehr nahe standen. Und das war der Moment, in dem ich sie verleugnete – sie aus meinen Gedanken verscheuchte. Ich wusste, das war nicht richtig, aber ich tat es. Und dann gab Miranda zu, dass ich wahrscheinlich eine Ruhepause und eine Veränderung nötig hatte, so wie jeder. Sie war Lehrerin, Mutter zweier Kinder, sie musste es wissen. Ich umarmte sie. Ich halte wenig von körperlichen Demonstrationen, und ich glaube, dass sie ziemlich überrascht war, aber ich mag sie sehr.

Die Zugfahrt von London nach Carlisle sollte vier Stunden dauern. Alec fuhr mich nach Euston zum Frühzug. Als wir in

die Cambden Road einbogen, klingelte mein Handy. Es war Julian, in Wichita, der mir mitteilte, dass es seiner Mutter gut gehe, es sei ein großer Schreck gewesen, aber letztlich habe sie keinen Oberschenkelhalsbruch, nur einen schmerzhaften Bluterguss. In Wichita liege jetzt mehr als anderthalb Meter Schnee: Die Heimreise könnte problematisch werden. »Mach dir keine Sorgen«, sagte ich, »ich habe mich bis Neujahr in einem Castle Spa eingebucht und werde sowieso nicht zu Hause sein.« Julian schwieg kurz. Er schien leicht schockiert zu sein.

»Wenn das so ist«, meinte er, »werde ich mir auch Zeit lassen mit der Heimreise.«

Seine Mutter werde glücklich sein, wenn er noch bleibe, und mit seinem Stiefvater komme er gut aus. Vielleicht könnte er sogar ein paar Tage in New York Station machen, um sich mit alten Freunden zu treffen. Das Telefon gab ein Warnsignal von sich, dann war es tot. Wir waren an einer Stelle mit Hochhäusern angekommen, wo kein Netz funktionierte. Und als ich wieder ein Netz hatte, war er nicht mehr zu erreichen. Diesmal war es seine Schuld – wie die Überschwemmung, als er den Wasserhahn aufdrehte und aus dem Badezimmer ging.

Auch an diesem Morgen waren die Straßen ruhig: Nur wenige frühe Käufer waren zu sehen. Ich erzählte Alec nichts von meinem Tsunami-Vergleich, weil er und Miranda mit den Kindern an jenem zweiten Weihnachtsfeiertag 2004 in Sri Lanka waren und um ihr Leben rennen mussten. Es wäre taktlos, ihn daran zu erinnern. Ich kommentierte lediglich die Verlassenheit der Straße und er sah mich neugierig an und fragte, ob ich keine Nachrichten gehört hätte. Bei dem ganzen Durcheinander, nein, gab ich unumwunden zu.

Alec, der in der Computerbranche arbeitet, sagte, You-

Tube und andere Internetvideoseiten würden Gerüchte über eine Grippeepidemie verbreiten. Die Sumatragrippe sei eine Variante der Vogelgrippe und entfernt verwandt mit der Pest. Angeblich würde sie eher junge als alte Menschen befallen, die Sterblichkeitsrate läge bei fünf Prozent. Es gebe ein offizielles Dementi, aber in Blogs wurde den Leuten geraten, zu Hause zu bleiben und Kontakt mit anderen zu meiden. In der Marylebone Road fuhr ein Radfahrer mit einer Atemmaske bei Rot über die Ampel und entkam knapp dem Tod unter einem Gelenkbus. Ich schnappte nach Luft und atmete dabei die Abgase ein. Der Sensenmann kann jederzeit kommen, sagte ich, die Sumatragrippe focht mich nicht an. Die Umweltverschmutzung würde einen umlegen, wenn nicht ein Bus.

Am Bahnhof öffnete Alec das Handschuhfach, und Bonbonpapier und Buntstifte fielen heraus – die Kinder sind vier und drei. Er kramte eine leicht schmuddelige Atemmaske hervor, die ich, wenn ich Angst hätte, im Zug tragen sollte. Hochnäsig gab ich sie ihm zurück. Ich bin kein Feigling, und außerdem bin ich zu alt, um zu sterben. Den Witz bekam er nicht mit.

Ich sagte noch einmal, wie leid es mir tat, dass diese Weihnachten nun kein Familientreffen stattfand, und Alec meinte, dass die Kinder darüber eigentlich froh wären. Weil sie dann ihre Geschenke zu Hause auspacken dürften. Ich versuchte, nicht beleidigt zu sein.

Im Zug nach Norden gab es nur noch Stehplätze, deshalb schob ich mich durch die festlich gestimmte und gut gelaunte Menschenmenge bis zur ersten Klasse durch. Miranda hatte recht. Wenn ich mir das Castle Spa leisten konnte, konnte ich mir alles leisten. Leere Bierdosen kullerten bereits am Boden

herum: Eine Fülle prächtig verpackter Weihnachtsgeschenke drohte von den Schößen hübscher Mädchen herunterzurutschen. Weihnachten fuhr anscheinend jeder gern zu seiner Familie, mit Ausnahme meiner Enkelkinder. Draußen war es für die Jahreszeit ungewöhnlich warm, aber die Bahn hatte erfahren, dass Winter war, und die Heizung voll aufgedreht. Zwei, drei Passagiere trugen Atemschutzmasken, aber die gehörten dem Menschenschlag der Fahrradbegeisterten an, mit strähnigem Haar, humorlos, ernsthaft und wahrscheinlich sowieso jeder gewöhnlichen Menschenmenge abhold. Das hatte nichts mit der Sumatragrippe zu tun.

Schließlich fand ich den einzigen noch freien Sitzplatz in der ersten Klasse. Ich wandte die Augen von den Eleanor/-Belinda-Horrorschlagzeilen ab. Ich würde sie aus meinem Kopf verbannen. In der Gegenwart leben. Etwas Unabänderliches war geschehen: Die Presse würde es schnell wieder vergessen, das musste ich auch. Ich musste mich darauf konzentrieren, mich auszuruhen und meine Chakren aufzupolieren. Auf dem Bahnhof hatte ich zu wenig Zeit gehabt, um auch nur ein Taschenbuch zu kaufen. Vier Stunden ohne Lesestoff! Was sollte ich bloß machen? Ich betrachtete die Frau gegenüber. Sie starrte aus dem Fenster und nahm keine Notiz von mir. Warum auch? Sie sah auffallend gut aus, um die vierzig, schätzte ich, mit einem leicht angegriffenen Teint, der eher auf Rauchen hindeutete, ein anstrengendes Leben und tropische Klimazonen, als auf das Vergehen der Zeit. Ihr Haar war kurz und von der Sonne gebleicht; sie trug einen Jeansrock, ein leicht schmuddliges weißes Hemd und einen blauweiß gepunkteten Schal, den sie sich stilvoll umgebunden hatte. Im Vergleich zu ihr kam ich mir hoffnungslos spießig vor in meinem pieksauberen maulwurfsgrauen Mantel und dem dezenten Goldschmuck.

Ich versuchte, ihren Beruf zu erraten. Etwas mit Glamour und mit Reisen. Sie sah aus wie die BBC-Korrespondentin Kate Adie. Männliche Kompetenz gepaart mit weiblicher Attraktivität: einfach zu viel zu tun, um ihr Hemd zur Reinigung zu bringen. Sie grübelte über etwas nach, sprach mit sich selbst, sah, dass ich sie beobachtete, und presste die Lippen zusammen.

Dann lief doch tatsächlich eine Träne über ihre Wange. Sie wischte sie weg, versuchte, ein Schniefen zu unterdrücken, schluckte. Frauen, die in öffentlichen Verkehrsmitteln weinen, sind meistens verliebte, von Selbstmitleid überwältigte Frauen. Ich änderte meine Meinung über sie. Keine exotische Auslandskorrespondentin – eher Tochter eines Landwirts, die Weihnachten nach Hause fährt, weil ihr Freund sie verlassen hat. Ich war enttäuscht.

Mein Upgrade in die erste Klasse kostete 213 Pfund. Vergeblich stritt ich mich mit dem Schaffner. Die Frau gegenüber mischte sich ein und stachelte meinen Protest an. Ihre Stimme war heiser, klang nach Whisky, Zigaretten und einem harten, harten Leben. Aber am Ende war ich zweihundertdreizehn Pfund ärmer, aber, immerhin, meiner Nachbarin gewogen. Als sie ihr Ticket herausnahm, fiel etwas aus ihrer Brieftasche. Ein Flyer. Weihnachtszauber im Castle Spa. Fuhr sie auch dorthin? So war es. Vor uns lag eine Reise von vier Stunden. Reden oder nicht reden? Ich hatte kein Buch. Sie war wütend. Wir redeten.

Sie hieß Mira Miller und war Journalistin. Der Name klingt vertraut, sagte ich einigermaßen wahrheitsgemäß.

»Ich war Auslandskorrespondentin, Kriegsberichterstatterin.« Und sie nannte eine bekannte Tageszeitung mit Rechtsdrall und einem Hang zu Skandalen. »Jetzt hat man mich ins Ressort Kultur versetzt. Die Kosten für meine Auslands-

versicherung sind zu hoch. Das ist jedenfalls die offizielle Version.«

Ich sagte, mein Name sei Phoebe Fox. Mein Gesicht komme ihr bekannt vor. Richtig, stimmte ich ihr zu, ich würde gelegentlich Kulturbeiträge fürs Mitternachtsfernsehen machen, hätte aber ein Allerweltsgesicht. Zu meinem Kummer widersprach sie mir nicht. Die Leute erinnern sich nur sporadisch an Gesichter im Fernsehen, Nachrichtensprecher und Wetteransagerinnen ausgenommen.

Sie bot mir einen Schluck aus ihrer Wasserflasche an. Ich nahm an. Und jetzt konnten wir reden. Ich wollte wissen, ob an den Gerüchten über die Sumatragrippe etwas dran sei – wenn es jemand wusste, dann sie –, und sie lachte und sagte, nichts. Die medizinischen Notdienste und Arztpraxen hätten ganz normal zu tun. Husten, Schnupfen, nichts Schlimmes, so die Verlautbarungen.

»Vergessen Sie nie, dass Journalisten dazu neigen, das zu berichten, was ihre Redakteure von ihnen erwarten, und wenn im Internet etwas steht, will Alistair« – ihr Redakteur, nahm ich an – »aus Prinzip das Gegenteil hören. Also denke ich, dass wir die Panik schüren.«

Etwas an der Art, wie sie »Alistair« sagte, ein anerkennendes Zögern, brachte mich auf den Gedanken, dass er für die Tränen verantwortlich war, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Dreißig Jahre Feminismus, und dann das?

»Ist es nicht irgendwie traurig«, sagte sie klagend, »diese besonderen zehn Tage in einem Wellnesshotel zu verbringen? Was sagt das über ein Leben aus?«

Alles Mögliche, meinte ich forsch. Es könnte bedeuten, dass der Badezimmerfußboden durch die Küchendecke gebrochen sei, unmittelbar bevor alles für die Feiertage zugemacht habe. »Es könnte bedeuten, dass eine viel be-

schäftigte Frau wie Sie ihre Zeit konstruktiv nutzen will: Die Weihnachtsfeiern sind vorbei, und die Firmen, mit denen die Geschäfte gemacht werden, sind geschlossen. Sie haben genug von allen Menschen, auch den Freunden, und wollen einfach ausspannen. Sie könnten sich deshalb auch einen Schuss Castle Spa wünschen. Dann könnten Sie sich im neuen Jahr wieder in die Schlacht stürzen, drei Kilo leichter und die zerrütteten Chakren stabil. Oder vielleicht hat einigen einfach das Schnäppchen gefallen – fünftausend Pfund für zehn Tage klingt viel, aber in den Augen der Reichen ist das gar nichts.«

»Es könnte bedeuten«, sagte sie und klang verbittert, »dass Ihr Redakteur Ihnen diesen Auftrag zuschanzt, zehn Tage Weihnachten im Schönheitssalon, weil er weiß, dass Sie nichts und niemanden sonst haben, und Mitleid mit Ihnen hat.«

Ich dachte, dass ich möglicherweise recht hatte mit diesem Alistair. Mehr noch, dass er sie weniger bemitleidete, als dass er ein bisschen Frieden während der Feiertage haben wollte. Er hatte wahrscheinlich eine Frau und Kinder in der Hinterhand und würde glückliche Familie spielen, und was er am allerwenigsten dabei brauchen konnte, war eine Geliebte, die anrief, um fröhliche Weihnachten und ein gutes neues Jahr zu wünschen.

»Oder vielleicht kommen Frauen, die vor Stalkern flüchten oder Serienmördern oder dem Übernatürlichen«, fuhr ich fort, »oder frisch Geschiedene oder Erholungsuchende nach der Entlassung aus dem Gefängnis, oder weil ein nimmersatter Liebhaber sie auslaugt und sie einfach todmüde sind, oder junge Mädchen, die den Aufenthalt bei einer Sozialtombola gewonnen haben. Wer weiß? Wir werden sehen.«

Und so geschah es.

3

Das Castle Spa war – bei all seiner Pracht – mit den Augen eines Architekten gesehen reichlich überfrachtet. Errichtet auf den Fundamenten eines römischen Badehauses, stand hier zunächst ein Nonnenkloster und dann ein Herrenhaus, das Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von William Burges restauriert wurde, dem exzentrischen Architekten des Schlosses in Cardiff. Er hatte einen Burggraben hinzugefügt, eine funktionierende Zugbrücke mit schweren Ketten, außerdem Türmchen, Wasserspeier, Kanonen, ein paar Löwen à la Edwin Henry Landseer und eine herrliche Orangerie. Das Haus stand einsam. Das nächste Dorf war Limmus – kaum mehr als eine Straßenkreuzung in einem Tal zwischen zerklüfteten, schroffen Bergen, ein Geschäft und eine Siedlung mit zumeist neu gebauten Häusern – anderthalb Kilometer Fußweg über Felder, Sumpfwiesen und Flüsse, fünf Kilometer, wenn man die Straße nahm.

Mira und ich teilten uns das Taxi von Carlisle, sechzehn Kilometer, für nur fünfzehn Pfund. Gerade hatten sich unsere Augen an die dunstigen Grün- und die fahlen Brauntöne des Lake Distrikts im Winter gewöhnt, an die dramatisch abschüssigen Hänge der Berge und die zerklüfteten Felsen,

da bogen wir um eine Kurve, und vor uns ragten die ausladenden, von Menschenhand geschaffenen Umrisse des Castle Spa auf. Es war wie ein Affront: Man befürchtete bestenfalls Zugluft, schlimmstenfalls Ratten.

Aber auf der anderen Seite der hohen Eichentore wurde deutlich, dass wir in Sicherheit waren. Jemand hatte Millionen investiert, und zwar vor kurzem erst, um das Innere zu dem zu machen, was Miras Broschüre als »den ausdrucksvollsten Standard zeitgenössischen Geschmacks« beschrieb. Mit anderen Worten, die feudale Halle, die wir erwartet hatten, sah nicht anders aus als jede Lobby in einem neuen Hotel in irgendeiner Weltstadt.

Bev war da, um uns zu empfangen. Sie hatte ihr bestes Gesicht aufgesetzt, wie wir herausfinden sollten. Sie überzeugte uns im Handumdrehen davon, dass die Begrüßung besonders wichtiger Gäste ihr einziger Lebensinhalt war. Die Begegnung mit interessanten Menschen gab ihrem Job einen Sinn. Sie war hochgewachsen, schlank, adrett, farb- und geschlechtslos. Euan, der picklige Page, würde unsere Taschen in unsere Zimmer tragen. Sie würde uns herumführen. Wir hätten uns also im Zug kennengelernt: wie schön; hätten uns das Taxi geteilt: wie vernünftig. Wir wären die letzten fehlenden Gäste: zu spät für Anwendungen heute, was ihr leidtue, aber rechtzeitig für das Willkommensdinner mit Lady Caroline, die sich verspätet habe, aber jede Minute kommen müsse. Während sie noch redete, erhob sich ein donnernder, hämmernder Lärm an der Rückseite der Burg. Wir zuckten zusammen. Die letzten Strahlen der Abendsonne wurden weggewischt, als schwebte ein Riesenvogel über uns.

»Keine Angst«, sagte Beverley. »Lady Caroline nimmt lieber den Hubschrauber als den Zug.« Und sollte ihr ent-

schlossenes Lächeln plötzlich etwas dünnlippig und steif geworden sein, stand es uns nicht zu, das zu bemerken. Ich hörte, undeutlich, ihren Nachsatz: *»Diese verdammte fette Kuh mit ihrem CO_2-Ausstoß!«* Aber ich tat so, als hätte ich nichts gehört und sie nichts gesagt. Lady Caroline kam in die Lobby gefegt, fast bevor die Rotoren stillstanden: Ein kühles Grunzen Richtung Beverley, ein Nicken zu Mira und mir, und sie verschwand hinter einer Tür, auf der PRIVAT stand, knallte sie hinter sich zu. Es blieb keine Zeit, um Einzelheiten zu erkennen – man hatte nur den ersten Eindruck einer umfangreichen, ungemein vollbusigen, schlecht gelaunten Madame eines Vorstadtbordells vor Augen, die verärgert war, weil das Geschäft schlecht lief. Sie trug Creolen.

Beverley – ich hatte beschlossen, dass ich an sie nicht als Bev denken konnte, sie spielte eine zu gewichtige Rolle – fasste sich wieder und wollte sich vergewissern, dass wir weder Laptops noch Handys mitgebracht hatten, und wir beruhigten sie.

»Hier gibt es sowieso kein Netz«, sagte sie. »Während unserer Zeit im Castle Spa wollen wir uns auf unsere Chakren konzentrieren, auf die Wiederherstellung unseres spirituellen Gleichgewichts, ungestört von bösartiger Elektronik. Wenn wir nicht lernen, im Einklang mit der Natur zu leben, wird der Planet bald Wege finden, sich zu rächen.«

Sie ging voraus, und Mira und ich versuchten, nicht hinter ihrem Rücken zu kichern. Diese New-Age-Decke war breiter und schwerer geworden, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte. Lüpfe einen Zipfel, und mehr Dinge denn je blinzeln dich an: nicht nur Chakren, Kristalle und Meditation, sondern organisch angebaute Nahrungsmittel, das Gleichgewicht von Arbeit und Leben, die globale Erderwärmung und die rachsüchtige Gaia selbst. E-Mail, Computer

und alles Digitale: schlecht. Spirituelles Gleichgewicht, was immer das sein mochte: gut.

Sie informierte uns, dass im Bankettsaal im Südflügel ein Weihnachtsbaum stand, falls wir so etwas mochten, aber aus Respekt vor anderen Glaubensgruppen war der Rest des Spa nicht geschmückt. Und wenn ich sie verhalten sagen hörte: *Eine Möglichkeit für die fette Sau, Geld zu sparen*, habe ich mir das ganz bestimmt nur eingebildet. Aber wenn ich müde oder gestresst bin, höre ich manchmal, nicht mit den Ohren, sondern mit einem anderen Teil von mir, laut und deutlich, was andere gern gesagt hätten, aber runterschlucken.

Ich bin mit diesem Problem einmal zum Psychiater gegangen, und er fragte, ob ich Belletristik schreiben würde. Als ich bejahte, meinte er, dass andere Romanautoren sich bei ihm über das Gleiche beschwert hätten und er nur empfehlen könne, auf einen gesunden Allgemeinzustand zu achten und auf das Immunsystem, oder aufhören sollte, imaginäre Figuren zum Leben zu erwecken, wenn ich wollte, dass das aufhörte – ansonsten, wenn ich Geld für die Miete aufbringen müsse, das Phänomen als gut fürs Geschäft zu betrachten und mich damit abzufinden. Es gebe keine Heilung, sagte er, für die Neigung, die Grenze zwischen dem, was man erfand, und dem, was »real« war, zu verwischen. Elektrische Synapsen übersprangen die Trennung zwischen linker und rechter Gehirnhälfte, und damit basta. Ich könnte es mit Schlaftabletten versuchen. Ich ging, und er schickte mir eine Rechnung über zweihundertzwanzig Pfund.

Es passiert immer noch gelegentlich. Und es kann beunruhigend sein, wirklich unangenehm, bei einem festlichen Abendessen zu sitzen und sowohl zu hören, was die Leute denken, als auch das, was sie wirklich sagen: Man erwartet, dass am Tisch ein Aufstand ausbricht, und wenn er ausbleibt,

merkt man, dass man selbst der einzige Mensch ist, der gehört hat, was quer über den Tisch zu einem anderen Gast gesagt wurde – *Was du für einen verdammten Blödsinn erzählst*, oder *Gott, bist du langweilig*. Als ich Beverleys Worte oder Nicht-Worte hörte, war mir klar, dass ich eine zehntägige Pause im Spa gebrauchen konnte, in denen ich mit Gaia kommunizieren, klimaschädigende Fußabdrücke entfernen und mich in eine friedliche Stimmung kneten lassen konnte.

Der orientalische Raum war das *pièce de resistance*, also die Krönung des Spa. Mira und ich schnappten pflichtschuldig und fast ehrlich nach Luft: Die ursprüngliche Burges-Einrichtung war erhalten geblieben und restauriert: Der Spa-Bereich war ein weiter gewölbter Raum, eine Decke mit präraffaelitischen Gemälden einladender, verschleierter, vollbusiger Frauen. Die vier Tiere der Evangelisten mit mächtigen Klauen, krallenbewehrt und gefährlich, trugen die Decke. An den Wänden hingen mittelalterliche Gobelins. Im Vordergrund befand sich durchaus ein eindrucksvoller Stilbruch, ein riesiger herzförmiger Whirlpool aus Marmor, der leise vor sich hin zischte und dampfte. Parfümierte Dampfschwaden, die mit Sicherheit den Gobelins schadeten, es sei denn, sie waren aus Nylon, also Fälschungen, waberten durch Gänge mit niedrigen Säulen, die von diesem Zentrum abgingen. Die Säulen wirkten wie aus Malachit und Obsidian. Vielleicht sahen sie nur echt aus, vielleicht war es nur eine Las-Vegas-Version der ursprünglichen Pracht: Aber das genügte.

»Dieser Raum bereitet mir eigentlich ziemliche Kopfschmerzen«, gestand Beverley. »Ich selbst bin eine Minimalistin. Aber die Damen lieben ihn. Manchmal vermieten wir ihn an Filmproduktionen. Aber sie schaffen es immer, etwas zu zerbrechen oder ganz kaputt zu machen.«

»Aber dafür können Sie deren Haftpflichtversicherung in Anspruch nehmen«, sagte ich und dachte an den Schaden in meinem Zuhause. Ich würde Alec anrufen müssen, um mich zu vergewissern, dass die Handwerker da waren.

»Das können Sie laut sagen«, sagte sie.

Kam meine Versicherung für überschwemmte Bäder auf? Ich merkte, dass ich keine Ahnung hatte.

Der orientalische Raum war kein Trost. Ich wollte ein Bett, ein Bad und Dinner. Da wir bei unserer Ankunft weder ein Gläschen Wodka noch Brot oder Käse bekommen hatten, wären mir auch ein Glas Sherry und Erdnüsse recht gewesen. Was machte ich hier? Was für ein Irrsinn. Zehn Tage meines Leben, aus einer Laune heraus? Ich hatte Kleidergröße 40. Würden sie mich messen und mir eine Diät verpassen, um mich mit Größe 38 in die Welt zu entlassen? Bitte nicht. Ich brauche meine Polster: Meine Nervenenden liegen schon jetzt so blank, dass es ungemütlich werden kann.

Ich bin übrigens keine Alkoholikerin. Die Autofahrt unter Alkohol war eine Ausnahme. Julian und ich waren am Valentinstag zum Dinner eingeladen gewesen. Ich hatte gedacht, er würde nichts trinken, und umgekehrt. Als wir es merkten, war es zu spät.

Jetzt brauchte ich etwas, aber Beverley zeigte uns die Behandlungsräume – helles Grün, konventionell gedämpftes Licht und etwas, was Mira flüsternd als Krematoriumsmusik bezeichnete – Sterbebegleitung. Sie las meine Gedanken und steckte mir, als Beverley nicht hersah, aus ihrer großen modischen Handtasche einen Riegel Schokolade zu. Ich hatte eine Freundin.

Gäste, die zu der von Beverley bevorzugten Zeit angekommen waren, schlenderten durch den Behandlungsbereich: Schweigsam und wie in Trance, unförmig in weißen

Frotteebademänteln, die Gesichter ohne Make-up, die Haare feucht, wirkten sie wie betäubt von dem Schock dieses plötzlichen Wechsels in ihrem Leben zu diesem Zeitpunkt, in der Transitlounge ihres Daseins, der Castle Spa hieß. Junge Frauen, die dafür bezahlt wurden, sie zu massieren, zu salben, glatt zu schmirgeln, Nadeln in sie hineinzustecken, irrlichterten durch die Behandlungszimmer – *meine Dame, jetzt bin ich für Sie da*. Sie alle gehörten offenbar einer besonderen zwitschernden Spezies an, die eigens für die Betreuung und Verwöhnung stärkerer, wilderer, reicherer Frauen als sie selbst gezüchtet zu sein schien. Feingliedrige kleine Dinger mit blassen zarten Gesichtern, die selten an die frische Luft kamen, und großen erschrockenen Augen. Aber ich wusste, dass ihre Hände wie Stahl sein würden, wenn sie das sich sträubende Fleisch kneteten und pressten: Sie waren auf Rache aus, und wer konnte ihnen das verdenken?

Unsere Zimmer, als Beverley uns endlich erlaubte, sie zu erreichen, waren Standard-Hotelzimmer für leitende Angestellte, allerdings ohne Fernseher, Radio, Uhr oder Telefon. Sie gingen von einem langen, mit Teppich ausgelegten Flur im Erdgeschoss des Westflügels ab. Mein Zimmer hatte einen Blick auf den Burggraben: Grüne Algen bedeckten das Wasser. Mein Handy empfing tatsächlich kein Signal. Glücklicherweise hatte ich eine Uhr mit. Beverley erklärte, das einzige Telefon der Burg befinde sich in ihrem Büro im obersten Stock des Ostturms und stehe für Notfälle zur Verfügung. Dinner sei in fünfzig Minuten. Die meisten Damen würden sich dafür umziehen. Ob ich etwas von Computern verstünde, ihrer würde dauernd abstürzen. Nein, sagte ich. Das stimmte nicht ganz. Sie ging, und ich fiel auf mein Bett. Die Suche nach Ruhe kann anstrengend sein.

4

Lady Caroline präsidierte dem Suppengang. Das Dinner, aufwendig inszeniert und serviert, samt Platzkärtchen, war an dem langen Tisch im Bankettsaal gedeckt worden. Ich konnte meine Platzkarte nicht finden, und vor Hunger und Müdigkeit paranoid, hatte ich zuerst Beverley in Verdacht, meinen Namen absichtlich unter den Tisch fallen gelassen zu haben, weil ich sie für eine Australierin gehalten hatte, dabei war sie eine Kiwi, und weil ich ihr nicht mit ihrem Computer geholfen hatte. So viel zu Schuldgefühlen.

Aber dann entdeckte ich meinen Namen. Ich saß zwischen einer Jane Jones und einer Mary Smith, beides offensichtlich Pseudonyme, die danach schrien, hinterfragt zu werden. Was ich unterließ. Miras Hemd war jetzt aus weißer Seide, nicht mehr aus Baumwolle, ihr Schal lang, gemustert und grün. Ich hatte mein langweiliges Kleid aus blauer Spitze angezogen, das ich bei Lesungen trug; die anderen trugen zumeist diese schlichten teuren kleinen Kofferkleider, die sie für die Party am Ende einer Konferenz einzupacken pflegten, und dazu eine Winzigkeit von Schmuck. Ich schätze, wir wären alle lieber in unseren Zimmern geblieben und hätten von Tabletts gegessen, aber das sollte nicht sein.

Lady Caroline – in tief ausgeschnittenem grünem Samt und mit Diamanten eindeutig overdressed, harte Augen, großer Busen, feste blonde Locken, schmaler abschätziger Mund und von schwer zu bestimmender Herkunft, sicher keine Lady des Landadels, hatte aber, wenn ich das unterstellen darf, einen älteren Adligen wegen seines Geldes geheiratet – hieß uns willkommen und ermahnte uns, unsere Chakren aufzufrischen und elektronische Kommunikation zu vermeiden, die die Vitalität unseres Planeten anzapfen würde. Sie war, fand ich, etwas verrückt. Sie leistete uns nur während der Suppe Gesellschaft – kalorienarme Hummercremesuppe, zu streng gewürzt –, entschuldigte sich und verließ den Tisch. Beverley folgte ihr nach draußen. Lady Caroline und sie hatten eine heftige Auseinandersetzung vor der Tür, die aber kurz war, und wir konnten nicht verstehen, was sie sagten. Ein schneller, kräftiger Stoß von Beverleys Schuh hatte die schwere Tür zugestoßen, und wir wussten nicht, was los war. In der Tischrunde wurde kein Kommentar laut, die Konversation blieb gestelzt. Beim Gang mit der gedünsteten Seezunge und Brokkoli hörten wir, wie der Hubschrauber lebendig wurde und durch den Nachthimmel davonflog. Wir sahen den Suchscheinwerfern nach, die über die umliegenden Felder und Klippen streiften. Dann entspannten wir uns, besonders als Beverley erschien, der picklige Euan hatte bereits die Teller mit dem Hähnchengang abgeräumt, einen Wandschrank aufschloss und eine Champagnerflasche nach der anderen auf den Tisch stellte.

»Morgen ist schließlich verdammt noch mal Weihnachten«, sagte sie, jedenfalls dachte sie es. Dann ging sie, ihr Gesicht war rot vor Zorn, und ließ uns allein.

Den Champagner tranken wir zu unserer Zitronenmousse, sie war mit Honig gesüßt und wurde mit winzigen

Mandelkeksen serviert, wir spekulierten, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, was hinter der grün bespannten Tür vor sich gegangen war, und beschlossen, dass es wohl nicht so wichtig war. Beverley würde sich um uns kümmern. Wir waren insgesamt zwölf und schafften sechs Flaschen. Eine Frau, die sich später als Trophäenfrau vorstellen würde, brachte eine Flasche Grappa zum Vorschein. Die mit gutem Stehvermögen unter uns waren schnell damit fertig. Wir spürten den zweiten, dann den dritten Wind. Jemand drehte einen Joint und ließ ihn herumgehen. Als die Trophäenfrau vorschlug, sich am Whirlpool zu erholen und uns bis zum Weihnachtsmorgen Geschichten zu erzählen, fanden wir das gut.

Wir marschierten in den orientalischen Raum, wo es warm, dunstig und schummrig war, setzten uns im Kreis auf die Marmoreinfassung und ließen die Beine baumeln. Ein paar zogen sich aus und gingen ganz hinein, aber es war angenehm, einfach in den sanften Dampfschwaden am Pool zu sitzen und direkt unter den dräuenden Evangelisten-Tieren und den Verheißungen der präraffaelitischen Jungfrauen unsere Füße in das sanft blubbernde Wasser zu halten.

Eine Frau hatte noch Schokolade, und wir sagten uns, dass die zehn Tage in Wirklichkeit nicht vor morgen anfingen, und obwohl einige in dem Punkt widersprachen, waren wir uns alle darin einig: Keine von uns war bis jetzt auf die Waage gebeten worden, wir konnten ruhig bis morgen dicker werden, denn umso mehr Pfunde hätten wir dann bis zur Abreise verloren. So funktioniert das Gehirn von Diätfanatikerinnnen.

Unsere Gespräche am Vorabend des ersten Tages brachten uns auf das Frage-und-Antwort-Spiel *Wahrheit oder Risiko*. Wir mussten uns gegenseitig die Wahrheit erzählen: Dinge,

die passiert waren, die wir normalerweise unter Verschluss hielten, manchmal sogar vor uns selbst. Es galt die Chatham-House-Regel: Was wir hier erfuhren, durfte niemals nach außen weitergegeben werden. Aber ich bin Schriftstellerin – und so haben Sie nun dieses Buch. Es dient einem höheren Wohl. Und ich habe natürlich die Namen geändert, um die Unschuldigen zu schützen.

Die Trophäenfrau begann als Erste. Sie hatte das Bedürfnis, zu reden. In letzter Zeit hatte sie sich gehen lassen. Ihr krauses rötliches Haar war zu lang und dicht geworden, die Spitzen waren gespalten, ihre Fingernägel abgekaut. Sie wirkte eher dünn und knochig als schlank und rank – aber man muss wissen, dass das auch an der Art, wie sie sich darstellte, liegen konnte, wie sie sich gab und selbst sah. Ihre Armmuskeln waren schlaff, untrainiert. Ich bildete mir ein, sogar dunkles Haar in ihrer Achselhöhle zu sehen, und ihre Füße und Ellenbogen mussten mit Bimsstein und Peelingcreme behandelt werden. Aber vielleicht war sie hier im Castle Spa, um genau diese Dinge machen zu lassen. Sie war erst vor wenigen Stunden angekommen, weigerte sich, den vom Haus gestellten Badeanzug anzuziehen, und hatte aus ihrem Zimmer ihren eigenen geholt. Einen schwarz-weißen Einteiler mit hoch angeschnittenem Bein, der vor zwei Jahren Mode gewesen war, den heute aber niemand mehr trug. Der Schnitt hatte sich nicht durchgesetzt.

Was für sie sprach, waren ihr schmales intelligentes Gesicht, ihre cremeweiße Haut, ihre gescheiten, wenn auch düster blickenden Augen, die aristokratisch lange Nase und ihr leicht hochmütiges Auftreten, sodass es geradezu etwas respektlos zu sein schien, dass ich ihre Unvollkommenheiten gesehen hatte. Sie drückte sich wunderbar aus, wenn auch etwas gekünstelt, als ob sie eine Sprecherziehung hinter sich

gebracht hätte. Eine dieser Zwiebeltypen, dachte ich: Zieht die Schichten ab, und es wird immer noch eine darunter sein. Mir war das recht, und man sollte Menschen nicht nach ihrem Aussehen beurteilen.

5

Die Geschichte der Trophäenfrau

»Ich hatte mir vorgenommen«, sagte die Trophäenfrau, »nicht über meine zwei Jahre im Gefängnis zu sprechen, aber ich habe Vertrauen zu dieser Gruppe und spüre, dass ich reden kann. Erfolgreiche, mutige, unabhängig denkende Frauen, die Sie alle offenbar sind, werden sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen lassen. Also werden Sie Angst vor mir haben, wenn Sie jetzt wissen, dass ich wegen Mordes gesessen habe? Ich hoffe nicht. Es ist absolut unwahrscheinlich, dass ich eine von ihnen umbringe. Sie werden, da bin ich mir sicher, Mitgefühl haben, sich auf meine Seite stellen, wenn es sein müsste. Dass das Athener Gericht mich nur zu zwei Jahren verurteilte, ist ein Zeichen seiner Einsicht in meine missliche Lage. Die griechischen Behörden nehmen britische Vogelbeobachter vielleicht sehr ernst, weil sie überzeugt sind, dass diese, wenn sie den Himmel absuchen, sowieso nur die Aktivitäten der griechischen Luftwaffe ausspionieren. Ein solches Maß an Spießigkeit können sie nicht nachvollziehen – aber sie haben Verständnis für Verbrechen aus Leidenschaft. Sie wissen, was Eifersucht ist. Ich wäre schon vor sechs Monaten entlassen worden, wäre da nicht die kleine Rolle gewesen, die ich in einem Gefängnis-

aufstand spielte. Ich hatte versucht, die Behörden zu warnen, dass sich ein Aufstand zusammenbraute, aber sie wollten nicht auf mich hören. Die Zeichen für einen drohenden Aufstand sind überall auf der Welt die gleichen: Die Insassen horten Nahrungsmittel; mehr Gefangene als üblich sitzen in Einzelhaft, mehr als üblich verlangen, verlegt zu werden; mehr Wärter lassen sich krankschreiben, und Rechtsanwälte und Aktivisten agitieren stärker von draußen – die Anzeichen sind unübersehbar, wenn man weiß, worauf man achten muss. So wie in jeder zerbrechenden Ehe – der Zusammenbruch kündigt sich praktisch selbst an – werden die Warnsignale übersehen. Es scheint, als ob wir unbewusst in unserer Sucht nach einem Event, nach Dramen, es einfach vorziehen, Warnungen in den Wind zu schlagen. Thanatos, Freuds Todestrieb, lebt in uns allen, und es geht ihm sehr gut.

Ich weiß mehr über Gefängnisse als die meisten, weil Lucas einmal fast wegen Betrugs in den USA verhaftet worden wäre, und ich musste ihn briefen. Lucas ist – war – mein Mann. Ich bin – war – seine Trophäenfrau. Trophäenfrauen sind nicht mehr die Tussen, sie haben entweder Rang und Namen und eigene Karrieren oder sie sind effiziente Chefsekretärinnen, die das Bett zu ihrer Jobbeschreibung hinzugefügt haben und mit einer Eheschließung honoriert werden.

Ich habe nicht gedacht, dass ich, nicht Lucas, schließlich im Gefängnis lande. Lucas hat mich dorthin gebracht …